

Predigt über Psalm 26,8; Ehringen am 24. Mai 2020

„Herr, ich habe lieb die Stätte deines Hauses, den Ort, da Deine Ehre wohnt.“

Darauf haben sich viele von uns lange gefreut: Endlich wieder hier zu sein, an der Stätte des Hauses Gottes, wo seine Ehre wohnt. Manche von uns haben wieder neu gelernt, wie wichtig uns dieses Haus doch ist und wie schnell es uns fehlt, wenn wir nicht hineindürfen. In den vergangenen Jahren war es leicht, darüber zu reden und zu schreiben, dass Kirche die alten Mauern verlassen und zu den Menschen gehen muss. Aber nun, wo die alten Gemäuer wochenlang geschlossen bleiben mussten, haben wir gemerkt, wie sehr sie uns fehlen und dass das Gehen zu den Menschen zwar notwendig bleibt, aber nicht alles sein kann. Wir brauchen unsere Kirchen.

Kirchen sind besondere Orte. Sie atmen etwas von der Würde des Ewigen, zu dessen Ehre sie erbaut wurden. In ihrem Inneren scheint die Zeit still zu stehen. Manchmal sind sie auch kalt und unnahbar. Einen mitreißenden Gottesdienst feiern viele heute lieber in einem modernen Saal mit viel Glas, bequemen Sitzen und ausgefeilter Präsentationstechnik. Dann kommt das Evangelium in einer Gestalt zu uns, die unserer eigenen Kultur entspricht, und das ist auch in Ordnung so. Gott ist ja kein Gott von vorgestern.

Aber manchmal brauchen wir eben auch einen Ort, der anders ist. Und der uns deshalb daran erinnern kann, dass *Gott* anders ist: groß, erhaben, altehrwürdig und immer wieder überraschend. Eine Kirche kann das. Sie predigt auch dann noch, wenn der Gottesdienst längst zu Ende ist. Es gibt Kirchen, in denen fand seit Jahren kein Gottesdienst statt. Manche stehen gar als Ruine in der Landschaft herum. Aber wenn man sich aufmerksam in ihnen umschaute, predigen sie immer noch. Überall, wo Kirchen geöffnet sind, finden sich regelmäßig Menschen, die hineinschauen. Oft sind es Menschen, die kaum je in einen Gottesdienst gehen. In ostdeutschen Dörfern, in denen es kaum Christen gibt, helfen plötzlich viele mit, die Kirche zu erhalten und zu erneuern. Sie kennen die Bibel nicht, sie mögen eigentlich auch keine Predigt hören, aber sie wollen, dass die Kirche im Dorf bleibt. Warum ist das so?

Schon zu biblischer Zeit hatte der heilige Ort eine besondere Anziehungskraft. Die Liebe zum Tempel ist im alten Israel ein Kennzeichen lebendigen Glaubens. Und noch heute ist der klägliche Rest, der von ihm geblieben ist, die Klagemauer in Jerusalem, der heiligste Ort im Judentum. Und auch für Angehörige anderer Religionen ist dieser Ort etwas Einzigartiges. Natürlich ist solch ein heiliger Ort keine Garantie für die Anwesenheit Gottes. Das macht die Bibel ganz deutlich. Manchmal steht hinter der Sehnsucht nach dem heiligen Ort auch der Wunsch, sich Gott „gesichert“ zu haben, ihn sozusagen in festen Mauern zu begrenzen,

einzusperren, sodass er nicht mehr fort kann. Sodass man notfalls auf ihn zählen kann, auch wenn man im Leben sonst nicht nach ihm fragt. Aber das ist mit dem lebendigen Gott nicht zu machen.

Trotzdem – es gibt Orte, an denen uns der Zugang zu Gott leichter fällt als anderswo. Wie kommt das, wo Gott doch nach dem Zeugnis Jesu selbst überall gegenwärtig ist? Nach einer alten jüdischen Legende fragen Schüler ihren weisen Rabbi: „Warum gehst du zum Beten in die Wüste, wenn Gott doch überall derselbe ist?“ Der Rabbi antwortet: „Es stimmt: Gott ist überall, und er ist überall derselbe. Aber ich – ich bin nicht überall derselbe. Deshalb gehe ich zum Beten in die Wüste.“ Weil wir Menschen sind, brauchen wir Orte, die es uns leicht machen, Gott wahrzunehmen. Gott wahr zu nehmen. Orte, wo seine Ehre wohnt. Wo sein Wesen spürbar wird.

Aber es fehlt noch etwas. In den zurückliegenden Wochen habe ich das am eigenen Leib – oder besser: in der eigenen Seele gespürt. Ich habe zwar jeden Sonntag hier sein können an diesem heiligen Ort, aber trotzdem hat auch mir etwas gefehlt. Eine leere Kirche ist zwar immer noch das Haus Gottes, aber es fehlt das Entscheidende.

Jeremia lässt in einer zornigen Predigt, die bekannt ist als „Tempelrede“, keinen Zweifel daran, dass ein Gotteshaus auch ein unheiliges Haus werden kann, ein Ort der Lüge, der Heuchelei, der falschen Sicherheit (Jeremia 26). Eine Weihe, die Verkündigung des Evangeliums und Gebete machen also ein paar steinerne Wände noch nicht zum Haus Gottes. Der Beter unseres Psalms nennt schon vor 3000 Jahren noch andere Orte, Orte ohne Ortsnamen, Orte, an denen Böses geschieht. Orte, die er meidet: „Ich sitze nicht bei heillosen Leuten, habe nicht Gemeinschaft mit Falschen, hasse die Versammlung der Boshaften, sitze nicht bei den Gottlosen, will nicht gerechnet werden zu den Blutgierigen und Bestechlichen.“ (V.4-5)

Hier wird deutlich, dass es dem Psalmbeter nicht um geografische Orte geht. Eher geht es um ein Geschehen als um ein Gebäude. Damit bekommt der Vers 8 des Psalms eine ganz bestimmte Bedeutung: Nicht das Tempelgebäude als heiligen Ort hat die Beter lieb. Sondern er sehnt sich nach Gemeinschaft mit den Menschen, die hier zusammenkommen, um ihr Leben mit Gott zu feiern. Menschen, die seine Gebote verstehen als Auftrag zu einem Leben in Güte und Gerechtigkeit. Unser Glaubensbekenntnis nennt das „die Gemeinschaft der Heiligen“. Wir haben Sehnsucht nach Gemeinschaft mit Gott und nach Gemeinschaft untereinander. Ich glaube, wir haben das in den zurückliegenden Wochen ebenfalls gespürt.

Dass Menschen sich hier von Gott ansprechen und dazu bewegen lassen, ihr Denken und Handeln zu ändern und anders zu leben und zu denken und zu reden als es in unserer Welt oft üblich ist – das ist es, was diesen Ort heilig macht. Was ihn wirklich zum Haus Gottes macht.

Ist das womöglich das Selbstlob eines Frommen? Eine religiöse Kampfansage im Namen der Wahrheit? Dagegen spricht der Vers 2: „Erforsche mich, Herr, und erprobe mich; prüfe mich auf Herz und Nieren.“ Der Beter rechnet also durchaus mit eigener verborgener Schuld in seinem Herzen. So ist sein Psalm nicht Ausdruck von Selbstgerechtigkeit, sondern von Sehnsucht nach der Wahrheit Gottes. Und aus der Beschreibung der Menschen, die er meidet, ist deutlich zu erkennen, wie die Wahrheit aussieht, die er sucht: Es geht ihm nicht um theologische Spitzfindigkeiten, sondern um menschengerechtes Leben. Die Frömmigkeit des mitmenschlichen Lebens wird gegen eine oberflächliche und darum letztlich unechte Tempelfrömmigkeit gesetzt. Gott wohnt nicht an heiligen Orten. Er ist zu finden in den Beziehungen und Begegnungen der Menschen.

Wohl haben Menschen Orte, an denen sie zusammenkommen, um die Gemeinschaft zwischen Gott und Menschen zu feiern, einander zu trösten, zu ermutigen, zu vergeben, sich gestärkt neu auf den Weg zu machen. Aber alle diese Orte, seien es Tempel, Kirchen oder Moscheen, sind nicht Gotteshäuser durch die Weihen der Priester und die Kunstfertigkeit von Bauleuten. Auch die wunderbarste Kathedrale bleibt ohne Menschen ein vielleicht erhabener, aber letztlich doch toter Raum. Gott wohnt nicht zwischen Mauern. Er wohnt in Menschen und ihren Begegnungen, in ihrem Verlangen nach einem Leben in seiner Wahrheit. Kirchen werden zum Haus Gottes, indem sie sich mit Menschen füllen, die ihre Sehnsucht nach seiner Wahrheit hineinbringen. Beim Eintreten tragen sie Gott mit sich hinein und füllen den Raum und machen das Haus zum Gotteshaus. Und sie verlassen das Haus reich beschenkt von Gott, der in und unter ihnen lebt als die leise Stimme, die in den Alltag begleitet, mahnt, ermutigt, tröstet, vergibt und segnet.

Was diesem Haus in den letzten Wochen gefehlt hat, um wirklich und wahrhaftig zum Haus Gottes zu werden, das wart ihr!

„Herr, ich habe lieb die Stätte deines Hauses, den Ort, da deine Ehre wohnt.“

Amen.